

50 Jahre Liturgiekonstitution des Zweiten Vatikanischen Konzils – Ausblicke für eine erneuerte Liturgie der Zukunft

Vortrag anlässlich der Jubiläumsveranstaltung „50 Jahre Liturgiekonstitution Sacrosanctum Concilium des Zweiten Vatikanischen Konzils“ am 22. November 2013 im Pfarrzentrum Feldkirch/Altstadt

Dr. Andreas Bieringer, Universität Würzburg

Die Konzilsväter wollten am Zweiten Vatikanische Konzil (1962–1965) keine neue oder andere Kirche ausrufen. Unter Verwendung der Leitmotiven *aggiornamento* und *ressourcement* war es ihr Anliegen, die Kirche in einem neuen Gestus bzw. in einer anderen Sprache erscheinen zu lassen. Der konziliare Aufbruch lässt sich pointiert in drei große Punkte zusammenfassen:

- **Blick von außen:** Die Kirche hatte sich auf dem Zweiten Vatikanum erstmals aus dem Blick der anderen Kirchen, der anderen Religionen und der Zeitgenossenschaft gesehen. Sie selbst betrachtete sich nicht mehr nur als Zentrum.
- **Humane Standards:** Die Kirche hatte nun endlich die aufgeklärte Blickwende vorsichtig mitvollzogen. Sie verstand nun, dass eine Kirche auch humanen Standards folgen musste. Übersetzt bedeutet das: liebenswert, lebensdienlich, verständlich. In den Konzilstexten wurde dies sogar naiv-optimistisch dargestellt
- **Gottgeneigter Mensch und menschengeneigter Gott:** Die ganze Konzeption Gottes und des Mysteriums hatte sich verändert. Die Kirche sprach nun vom gottgeneigten Menschen auf der Sinnsuche und vom menschengeneigten Gott, der auf der Suche nach dem Menschen ist. [vgl. Salmann 2012]

Seit dem Ende des Zweiten Vatikanischen Konzils änderten sich die Lebenswelten rascher und nachhaltiger als ursprünglich auf dem Konzil gedacht. Die Diskurse seit den späten 1960er-Jahren zeigen, dass sich die Kirche bis heute vor allem auf ihre Innenstrukturen konzentriert. Wenn der Eindruck nicht täuscht, ist dies auch auf die gesellschaftlichen Umwälzungen zurückzuführen, von denen die Kirche bereits kurz nach dem Konzil eingeholt wurde. Die Kulturrevolution von 1968 ließ die Kirche trotz des neu formulierten Modernisierungsprogramms schon wieder rückständig erscheinen. Spätestens seit Anfang der 1990er-Jahre kam mit der Globalität noch eine weitere Veränderung der gesellschaftlichen Rahmenbedingungen hinzu. Deshalb scheint es sinnvoll, wenn sich die Kirche nun wieder vermehrt ihrem Gottesbild widmet: Von einem oft als autoritär und allzu väterlich empfundenen Gott hin zu einem, der mit der Welt und Ihren Zeitgenossen im Dialog ist. Im Umkehrschluss sollte dabei aber auch das Menschenbild wieder mehr in den Blick genommen werden. Die Kirche ist aufgefordert, die durch Globalität und Digitalität beeinflussten Menschen besser anzuerkennen. Das Internet und die umfassende Digitalisierung haben die Menschen nachhaltig verändert

und verändern sie auch weiterhin. Sie sind viel mobiler, kommunikativer und sensibler geworden. Dieser neue Menschentyp hat eine andere Empfindsamkeit, stellt andere Ansprüche und wird von einem veränderten Gerechtigkeitsgefühl geprägt. Die Kirche ist daher gefordert auf diesen Lebensstil einzugehen. Etwas pointiert kann man daher an dieser Stelle schon festhalten, dass die Kirche einen prophetischen Geist braucht: Weg von den alten Vorstellungen von Macht und Autorität, hin zu einer geschwisterlichen Urverbundenheit im Geist Jesu. Eine solche Kirche käme dem Menschen von heute sicher sehr entgegen.

In diesem Jahr begehen wird das 50-jährige Jubiläum der Veröffentlichung der Liturgiekonstitution Sacrosanctum Concilium (4. Dezember 1963). Dabei stellt sich die Herausforderung, was die nachkonziliare Liturgie nach fünf Jahrzehnten für dieses veränderte Gottes- und Menschenbild beitragen kann. Mit meiner Einleitung, die sich ganz allgemein mit den Zielen und Herausforderungen des Zweiten Vatikanums beschäftigte, ist zugleich die Einladung ausgesprochen, eine Umkehrung der Perspektive einzunehmen. Ein lebendig gefeierter Gottesdienst stellt sich zu allererst die großen Fragen: Wie sieht heute eigentlich unser Gottes- und Menschenbild aus? Und was haben uns die Heilige Schrift und die tradierten Formen unserer liturgischen Feierkultur dazu zu sagen? Dabei erscheint es sinnvoll, wenn wir die oben geforderte Gesprächskultur auch auf die Liturgie anwenden. Die wichtigsten Parameter habe ich bereits erwähnt: Heilige Schrift und bewährte (wenn auch vernachlässigte) liturgische Feierformen treten in einen lebendigen Austausch mit dem heutigem Gottes- und Menschenbild. Im Anschluss an diesen Festakt wird die Ausstellung „Tut dies zu meinem Gedächtnis“ – 50 Jahre Liturgiekonstitution eröffnet. Was können uns die unzähligen Exponate aus der langen Geschichte der gottesdienstlichen Feierpraxis heute noch sagen, obwohl sie aus ihrem gottesdienstlichen Kontext herausgenommen sind und oft auch aus einer Zeit stammen, in der die Liturgie unter anderen Prämissen gefeiert wurde? Nachdem ich mich eingehender mit dem Katalog beschäftigt habe, ist mir aufgefallen, dass der symbolische Transfer zwischen Liturgie und Leben über weite Strecken noch funktioniert – zumindest in den großen Ansätzen. Bei drei Exponaten bin ich beim Durchblättern des Katalogs hängengeblieben: Einem barocken Messkelch aus Götzis (S. 26), einer Abendmahlsdarstellung aus dem Freskenzyklus der Magdalenakirche in Feldkirch-Levis (S. 47) und bei einem Hausaltar der Feldkircher Generalvikare und Weihbischöfe (S. 27).

Ein barocker Messkelch aus Götzis – Gedanken zum Menschenbild

Jede liturgische Feier setzt zunächst bei den anthropologischen Grunderfahrungen des Menschen an. Sie will die Bedürfnisse, die sich aus unseren konkreten Lebensumständen ergeben, aufgreifen: Schutz, Trost und Ruhe – Geborgenheit und Sicherheit. In der Liturgie drückt sich aber auch das gegenseitige Erbarmen und Verzeihen (Kyrie, Bußakt) aus, das in der Bekundung einer alles übertönenden Freude (Gloria) münden will. Liturgie setzt zunächst noch keine große Beziehungsfähigkeit voraus, ganz im Gegenteil,

sie will sie erst entstehen lassen, will uns in einen vielstimmigen Wandlungsvorgang (als Urform jedes Gottesdienstes) hineinnehmen. Schließlich mündet jede Liturgie in einem Fest. Was liegt dabei näher, als ein gemeinsames Mahl. Brot und Wein, Opferschale und Kelch stehen symbolisch für die gemeinsame Eucharistiefeyer. Aber so wie der Kelch nicht einfach ein normaler Becher, so ist die Eucharistie kein bloßes Mahl, keine einfache Dank- oder Bittfeier etc. Sie ist eine stilisierte und ritualisierte Form eines Mahles, einer Dank- oder Bittfeier etc. Wenn der Eindruck nicht täuscht, tun wir uns mit Formen der Ritualisierung und Stilisierung, die unsere Liturgie durchziehen, immer schwerer. Andererseits wird das Bedürfnis nach Ritualen außerhalb der Liturgie immer größer. Eine erste Herausforderung ist dabei die rituelle Dimension der Liturgie wieder besser wahrzunehmen, um diese Kluft zu verkleinern. Da die Liturgie für einen klar umrissenen Rahmen, dem ganzen Leben – in all seinen Facetten – eine Fassung und Deutung geben will, lebt sie von Verdichtung, Andeutung, Symbolisierung, Reduzierung und Zurücknahme des Subjektiven. Sie will aber gerade damit dem Leben eine Würde und Erschlossenheit zum Ewigen verleihen. Liturgische Feiern gehören daher ganz zum Alltag, sind aber zugleich eine Zugabe. Die Liturgie baute dabei auf den menschlichen Dimensionen auf, weil wir da noch wissen, was Kindsein und Altern, was Geburt und Sterben, was Opfer und Auferstehung, was Wandlung und Dank bedeuten. Dazu gehört ebenso das Wissen um Lob, Klage, Bitte und nicht zuletzt die Kenntnis über das Schweigen, die Meditation und das Austragen von Lebensweisheiten. Um solche Wandlungsprozesse der menschlichen Seele, des Lebens in und vor dem Ewigen, im Angesicht Gottes geht es.

Die Abendmahlsdarstellung aus dem Freskenzyklus der Magdalenakirche in Feldkirch-Levis – Gedanken zum Gottesbild

Auf dem liturgiewissenschaftlichen Kongress „Alter Wein in neue Schläuchen“ (14.-15. November in Wien) sorgte ein Satz vom belgischen Liturgiewissenschaftler Joris Geldhof für Aufsehen: „Während die Liturgie des 20. Jahrhunderts die der tätigen Teilnahme (participatio actuosa) war, wird die Liturgie des 21. Jahrhunderts die des Himmels sein.“ Dieses Diktum ist zunächst als Rückgriff auf Sacrosanctum Concilium zu verstehen: „In der irdischen Liturgie nehmen wir vorkostend an jener himmlischen Teil, die in der heiligen Stadt Jerusalem gefeiert wird, zu der wir pilgernd unterwegs sind [...]“, so heißt es jedenfalls in Artikel 8 der Liturgiekonstitution. Damit wird aber auch eine Verbindung zur gottesdienstlichen Praxis hergestellt: Das versammelte Gottesvolk stimmt im dreimaligen Sanctus in den Lobgesang der Herrlichkeit ein. Während man in den letzten Jahrzehnten den Schwerpunkt oft auf die aktive und tätige Teilnahme im Gottesdienst gelegt hat, scheint nun die Teilhabe am Paschamysterium – ebenfalls ein Schlüsselbegriff der Liturgiekonstitution – ins Zentrum gerückt zu werden. Dabei geht es nicht um eine einseitige Auflösung von der Teilnahme hin zur Teilhabe. Die Liturgie der Zukunft nimmt die anthropologische Wende des 20. Jahrhunderts ernst, greift ihre Erkenntnisse auf, um letztlich in einer neu akzentuierten Theozentrik zu münden. Wann und wo immer wir Liturgie feiern, nehmen wir bereits – ohne jeden Druck von

Gestaltung und Erneuerung – an der himmlischen Liturgie teil, dürfen dabei zur Feier hinzutreten, ganz so wie wir sind, mit all unseren Charismen, aber auch den Schwächen und Abgründen. Die Liturgie will uns mithineinnehmen in die Dynamik des Übergangs von oben und unten, Tod und Auferstehung, Himmel und Erde. Um ein Bild von solch einer Liturgie zu bekommen, bin ich bei der Abendmahlsdarstellung aus dem Freskenzyklus von St. Magdalena hängengeblieben. Im Schoß Jesu schläft der Jünger des Herrn, Johannes. Im Katalog heißt es dazu:

„Die Johannesminne ist ein seit der Spätgotik bekanntes Motiv und bezieht sich auf Johannes 13,23: ‚Einer von den Jüngern lag an der Seite; es war der, den Jesus liebte.‘ Der Kopf kommt dabei meistens nahe dem Herzen Jesu zu liegen. Dieses Motiv der Gelassenheit und der wohlthuenden Nähe entzieht sich aller Aufregung und Bedrängnis der Situation des Abendmahls.“ (S. 47)

Was für ein eindringliches Bild – wie müssten wir Liturgie feiern, dass unsere Köpfe, unsere Herzen so nahe – wie in diesem Fresko – am Herzen Jesu zu liegen kommen, dass wir ganz hineingenommen werden in das Christus-Geheimnis, so dass uns Christus angeht, berührt, hält und wieder zurück ins Leben führt? In Anlehnung an Karl Rahners berühmten Ausspruch, dass der Christ der Zukunft ein Mystiker sein werde, kann man in Analogie auch sagen, dass die Liturgie der Zukunft eine mystische sein wird. Ihr sollte es zumindest gelingen, mystische Erfahrungen zu ermöglichen. So etwas kann man nicht machen, aber mit Sicherheit Räume dafür bereiten. Ich sehe daher einen großen Bedarf an schweigenden Räumen der Anbetung. Zudem brauchen wir Liturgien, die nicht Eucharistie sind. Das können Formen von Meditation, Anbetung, Agape-Feiern, Tagzeitenliturgien etc. sein, um einen reichen Fächer von Stilen zu entwickeln, die auch sinnvoll von Laien geleitet und begangen werden können.

Hausaltar der Feldkircher Generalvikaren und Weihbischöfe – Gedanken zum Verhältnis von Liturgie und Leben, Ritus und Agape

Bei meinen Ausführungen über den Kelch als Symbol einer Liturgie, die die anthropologischen Grunderfahrungen als ersten Baustein jedes gottesdienstlichen Feierns ernstnimmt, bin ich auch kurz auf die Ritualisierung und Stilisierung der Liturgie eingegangen. Damit eng verbunden ist das Verhältnis von Liturgie und Leben. Wenn man die Liturgie mit ihrem ganzen rituellen Reichtum ernstnimmt, bleibt sie nicht vor der Schwelle zum Alltag stehen. Dabei stellt sich mir die Frage, wie man das in der Liturgie Gefeierte in einen Lebensgestus übertragen kann. Es war ganz lange Zeit die Stärke unserer Spiritualität, Kernelemente des Gottesdienstes für den Alltag fruchtbar zu machen. Denken wir nur an die missionarischen Bewegungen des 20. Jahrhunderts (Mutter Teresa von Kalkutta, die Kleinen Brüder und Schwestern von Charles de Foucauld). Ihre Spiritualität nährt sich über weite Strecken von einem expliziten Transfer zwischen Liturgie und Sendung: Sich dem ausgesetzten Herrn aussetzen, um sich mit ihm in der Welt aussetzen zu lassen. Wie könnte uns ein solcher Transfer von Leben – Ritus – Leben heute gelingen? Gerade auch auf dem Hintergrund, dass viele

Jugendliche von einem ungemein engagierten Gerechtigkeitssinn geprägt sind. Hier eine Verbindung zur Liturgie herzustellen, scheint mir ein Gebot der Stunde. Ein erster Schritt wäre es vielleicht, wenn wir uns im Alltag kleine liturgische Orte schaffen könnten. Dabei muss es sich nicht gleich um einen Hausaltar handeln, wie den, der in der Ausstellung gezeigt wird. Solch ein geprägter Ort sollte uns aber helfen, mitten im Alltag rasch eine Verbindung zur Liturgie herstellen zu können. Neben einem individuellen Herrgottswinkel sind dies aber auch Alltagsrituale, Gebete am Tisch oder an den Angelpunkten des Tages, die uns in die Liturgie der Kirche mithineinnehmen, ohne dass wir einen großen Aufwand dafür betreiben zu müssen. In einem größeren Kontext könnte dies vielleicht in einer neu akzentuierten Agape-Kultur münden. Das Verhältnis von Liturgie und Agape beschäftigt die Kirche seit ihren Anfängen. Wohin, ja in was für ein Leben soll eine Liturgie hineinführen, in der man zuvor Gottes Liebe und Geborgenheit erfahren hat? Das Wesen einer gelungenen Agape besteht nicht nur aus Schwarzbrot und Wasser am Vorplatz der Kirche. Eine gelebte Agape-Kultur möchte die großen Erfahrungen aus der Liturgie wie Darbringung, Verwandlung, Freude, Teilen, gegenseitiges Erzählen, Beziehungsfähigkeit in den Alltag mitnehmen. Dabei denke ich an die vielen Gespräche, die sich nach der sonntäglichen Eucharistiefeier bei uns zuhause am großen Küchentisch immer wieder ergeben – ganz oft auch mit Gästen, die wir spontan vom Kirchenplatz mitnehmen. Wie wir da immer wieder ins Erzählen über unsere so unterschiedlichen Leben gefunden kommen. Fast so wie bei den Emmaus-Jüngern geht uns dort oft auf, was wir zuvor noch in der Liturgie gefeiert haben. Das funktioniert aber auch umgekehrt. Ich denke dabei auch an schwere Stunden, als ein Familienmitglied völlig unerwartet gegangen ist. Dort hat uns plötzlich jede Sprache gefehlt, konnten wir den Verlust nicht mehr in Worte fassen. Gerade in dieser schwierigen Situation hat uns der Gang in die Liturgie geholfen, eine Ahnung davon zu bekommen, wie wir wieder ins tröstende Erzählen finden konnten. Plötzlich griff Leben und Ritus ineinander.

Eine der eindringlichsten Stellen in der Bibel, die über eine liturgische Feier im umfassenden Sinn berichtet, findet sich im Buch Nehemia. Dort heißt es gegen Ende des 8. Kapitels, nachdem das Volk in einer liturgischen Feier das Gesetz Gottes gehört hat, über die Verbindung von Liturgie und Leben:

„Da gingen alle Leute nach Hause, um zu essen und zu trinken und auch andern davon zu geben und um ein großes Freudenfest zu begehen; denn sie hatten die Worte verstanden, die man ihnen verkündet hatte.“ (Neh 8, 12)

Ein passenderes Schlusswort könnte man für dieses Thema wohl kaum finden.
Herzlichen Dank für Ihre Aufmerksamkeit!

Quellen:

- Albert Gerhards, Gipfelpunkt und Quelle. Intention und Rezeption der Liturgiekonstitution Sacrosanctum Concilium, in: Jan-Heiner Tück (Hg.),

- Erinnerung an die Zukunft. Das Zweite Vatikanische Konzil, Freiburg u.a. 2013, 127-146.
- Winfried Haunerland, Erneuerung aus dem Paschamysterium. Zur heilsgeschichtlichen Leitidee der Liturgiekonstitution, in: IkaZ Communio 41 (2012) 616-625.
 - Elmar Salmann, Was ist Kult? Zum Verhältnis von Liturgie und Leiblichkeit, in: Ders., Geistesgegenwart. Figuren und Formen des Lebens, St. Ottilien 2010, 177-185.
 - Ders., Die Kirche braucht ein Parlament, in: The European vom 3. Dezember 2012.